

## **Irmgard Homann, Bericht über ihre Verhaftung und Inhaftierung in den NKWD-Speziallagern Ketschendorf, Jamlitz und Mühlberg (niedergeschrieben im Dezember 1957)**

Vorbemerkung (von Angehörigen I. Homanns):

Rudolf Homann (geb. 1882 in Rábke bei Helmstedt, aufgrund einer Verwundung im 1. Weltkrieg beinamputiert) hatte nach dem 1. Weltkrieg eine Stellung im Preußischen Landwirtschaftsministerium in Berlin. Seit 1940 war er Ministerialdirigent in der Hochbauabteilung des Reichsfinanzministeriums in Berlin. Im März 1945 erlitt er einen Schlaganfall mit halbseitiger Lähmung und Einschränkung der Sprachfähigkeit.

Im Juli dann wollte der Sowjetische Geheimdienst ihn verhaften. Seine Ehefrau Irmgard Homann sagte, er könne nicht mitgehen, und demonstrierte die Behinderungen. Darauf hieß es: Kommen Sie bitte mit, wir haben nur ein paar Fragen. Sie nahm einen leichten Mantel und folgte.

So berichtete es später I. Homann und so wurde es in der Familie erzählt, geht aber aus dem folgenden Bericht über ihre Inhaftierung im Detail nicht genau so hervor. Diesen schrieb sie 1957, vermutlich zur Beantragung einer Entschädigung.

Ob I. Homann NSDAP-Mitglied war, ist uns nicht bekannt. Der in ihrem Verhör erhobene Vorwurf der Ausbildung von Frauen an der Panzerfaust könnte zwar nahelegen, dass sie eine Blockleiter-Funktion innehatte. Dies ist jedoch unserer Kenntnis nach nicht der Fall gewesen – und in ihrer damaligen Situation (sie war allein zu Hause mit ihrem bettlägerigen, pflegebedürftigen Ehemann) kaum vorstellbar.

Die im Bericht erwähnte damalige Adresse Potsdam-Babelsberg, Teltower Str. ist inzwischen umbenannt in Stahnsdorfer Str.

Drei Jahre war I. Homann in Haft, hörte nichts von ihren Angehörigen und diese hörten nichts von ihr, bis sie schließlich am 20.07.1948 entlassen wurde und heimkehrte (dann nach Rábke, weil dort ihre Familie inzwischen lebte). Sie verstarb 1985.

21.07.1945	Verhaftung (im Alter von 58 Jahren)
ab Ende Juli 1945	Lager Ketschendorf
ab Januar 1947	Lager Jamlitz
ab Februar/März 1947	Lager Mühlberg
20.07.1948	Entlassung

Bericht über die Zeit meiner Inhaftierung vom 21. 7. 1945 bis zum 20. 7. 1948

In der Nacht zum 21. 7. 1945 weckte mich ein scharfes Klingeln in unserem Hause in Potsdam-Babelsberg, Teltower Straße 9, aus dem Schlaf. Störungen des nachts waren wir in dieser Zeit gewöhnt. Durchziehende russische Horden hatten schon längst die Zäune niedergerissen und durchsuchten die Häuser. Wurde ihnen nicht gleich geöffnet, schlugen sie fast die Haustür ein. - In der eben erwähnten Nacht eilte ich ans Fenster, erblickte einen eleganten Wagen und 3 Russen vor der Tür; ein Dolmetscher fragte, ob ich kurz zu sprechen wäre. Da ich zögerte, machten sie Lärm, so daß ich mich beeilte, ihrem Wunsche nachzukommen. Der Aufforderung, für 2 Stunden mitzukommen, setzte ich ein "Nein" entgegen. Ich hielt es für eine Unmöglichkeit, meinen Mann, der noch sehr unter den Folgen eines schweren Schlaganfalles litt und außerdem schwer kriegsbeschädigt ist - Beinamputation - auch nur für kurze Zeit zu verlassen. Es half nichts, ich mußte mit; es handele sich nur um einige Fragen, wie immer wieder betont wurde, Schnell steckte ich den Hausschlüssel ein, dann wurde ich auch schon in den Wagen geschoben. Nicht weit ging es, schon in der nächsten Straße hielt der Wagen vor dem Hause von guten Bekannten. Der Besitzer war bereits von Russen fortgeholt und die Familie aus dem Haus gewiesen. Zum Gefängnis mit den ersten Vernehmungen für die in Haft genommenen Deutschen war dieses Haus nun geworden.

Aus den 2 Stunden wurden erst einmal 3 volle Tage, die ich allein in einem feuchten Keller auf einem Gartenstuhl ohne Nahrung verbringen mußte. In der Tür ein rundes Guckloch, davor Tag und Nacht ein Wachtposten. Stand ich auf, um einige Schritte zu gehen, erschien der Posten und stieß mich mit dem Gewehrkolben auf den Stuhl zurück. Das erste Essen wurde mir am dritten Tage gebracht: eine Suppe mit großen Fettstücken darin, die ich in meiner Verfassung nicht auf den leeren Magen schlucken konnte, zur Freude des Pöstens, der sich den ganzen Tellerinhalt einverleibte. In der dritten Nacht fand eine Vernehmung statt.

Ich wurde in das Arbeitszimmer ~~des Arbeitszimmers~~ des einstigen Hausbesitzers geführt, dort hatten mein Mann und ich manche gemütliche Stunde verlebt. An einem Tisch, um den wohl 4 oder 5 russische Offiziere saßen, außerdem der Dolmetscher, bekam ich einen Platz angewiesen. Sie fragten mich nach meiner Herkunft, Ausbildung usw., dieselben Fragen mußte ich über meinen Mann und meine Kinder beantworten. Ich vermute, daß ich anstelle meines Mannes festgesetzt wurde, der Beamter im Ministerium war, was als Grund zur Festnahme völlig ausreichte, so wie es auch allen übrigen Beamten in höheren Stellungen, die damals noch greifbar waren, ergangen ist. Allein der äußerst schlechte Gesundheitszustand meines Mannes hat ihn wohl vor gleichem Schicksal bewahrt.

Um mich weiterhin gefangen halten zu können, mußte für das Protokoll ein Grund gesucht werden. So wurde mir Verschiedenes vorgeworfen, u. a. daß ich andere Frauen mit der Panzerfaust ausgebildet hätte. Für all diese Vorwürfe konnte ich mich nicht schuldig bekennen. Darauf erhielt ich einen Schlag mit dem Lineal ins Gesicht, der Backe und Nase verletzte, ein anderer Russe zielte mit einem Briefbeschwemmer auf mich. Da sprang ich auf und rief: "Habt Ihr noch eine Mutter in Rußland?" - Etwas Deutsch verstanden alle, und von diesem Augenblick an bedrängte mich niemand mehr. Nach dieser 3 - 4 Stunden währenden Verhandlung mußte ich ein Protokoll von 3 Seiten Länge unterschreiben, das in russischer Sprache abgefaßt war. Es wurde mir vom Dolmetscher "übersetzt", danach bezog der Inhalt sich nur auf allgemeine Angaben wie Personalien usw., ich selbst konnte ihn ja nicht nachprüfen. Doch wurde ich nicht freigelassen, obwohl mir, bevor ich in den Keller zurückgeführt wurde, gesagt worden war, daß ich in 2 Stunden heim könnte. Vom Dolmetscher erfuhr ich, daß 20 Frauen aus unserem Wohnbezirk abgeliefert werden sollten.

Am vierten Tage wurde ich wieder aus dem Keller geholt. Vorher gab es noch Suppe mit Brot. Nun klopfte mein Herz: jetzt winkt die Freiheit, und ich komme zu meinem kranken Mann zurück. Stattdessen ging es nach Potsdam in die Villa Ingenheim des Prinzen Eitel-Fritz. Dort waren drei Kellerräume als Gefängnis eingerichtet, vollgestopft mit verzweifelter Männern und Frauen. Viele saßen dort schon wochenlang. Mit gelben Gesichtern blickten sie den Neuankömmlingen entgegen. Ich konnte von Glück sagen, daß ich nur 4 Tage in diesem Elendsverlies verbringen mußte, das als besonders berüchtigt schon in der Öffentlichkeit bekannt war.

Beim Aufruf hoffte ich wieder auf Heimkehr und wiederum vergebens. Ein Lastwagen mit Männern und einigen Frauen, auch Jungen von 15 Jahren waren dabei, setzte sich gen Osten in Bewegung. Wagte jemand zu sprechen, fühlte er gleich einen Gewehrkolben im Rücken. In Ketschendorf bei Fürstenwalde wurden wir abgesetzt. Dabei nahm man uns vieles ab, z. B. Trauringe usw. Ich mußte meinen Hausschlüssel abgeben, wobei mir gesagt wurde: nach Hause kommen Sie doch nie wieder! Ein schon bestehendes Lager für Zivilgefangene nahm uns auf. Siedlungshäuser der Kabelwerke waren ausgeräumt worden für 1200 Männer und 500 Frauen. Der blanke Fußboden ohne Decke war von jetzt ab mein Nachtlager. Eine der Frauen schob unter meinen Kopf einen Kindermuff. Es war ihr gelungen, beim Aufräumen der Häuser einige Sachen zu behalten. Dieser Muff begleitete mich durch diese 3 Jahre als Kopfkissen, zuletzt mit Lumpen gefüllt.

Mit fortschreitender Jahreszeit kroch die Kälte an uns heran. Nun hieß es, sich Decken zu beschaffen, geliefert wurden sie nicht. In dem Lager war auch eine Abteilung Russen, Männer und Frauen, die in Deutschland gearbeitet hatten und ebenfalls gefangen gehalten wurden. Sie waren aber im Besitz von Decken, mehr als sie selbst benötigten. Gegen Brot von unserer Seite versuchten wir, uns Decken einzutauschen über den Trennungsaun hinweg. Einige von uns verstanden es, diesen Tauschverkehr durchzuführen, ohne sich von der Wache dabei entdecken zu lassen. So wurde auch für mich eine Decke erhandelt gegen 5 Tagesrationen Brot. Täglich wurden 200 bis 250 Gramm Brot ausgegeben, und das Brotsparen war sehr schwer, da es außerdem nur dünne Wassersuppen gab, in denen nur einige Graupen oder Kartoffelschalen schwammen. Doch war die Decke sehr nötig, ich besaß ja nichts als meinen dünnen Sommermantel.

Ruhranfälle, Hungerexzeme häuften sich, und als Folge davon dann auch die Todesfälle. Es war ein großes Grauen! Besonders im ersten Jahr. Ein halbes Jahr dauerte es wohl, ehe ich mich innerlich einigermaßen gefangen hatte. Schwächezustände suchte ich mit eisernem Willen zu überwinden. Mit aller innerer Energie wehrte ich mich gegen das Schicksal derjenigen, die ihre letzte Ruhe in dem benachbarten Kiefernwäldchen fanden. 80 % der Männer traf dieses Los, bei den Frauen lag der Prozentsatz niedriger. Es war ein Stück Land, in dem alle verscharrt wurden, und um den Platz etwas

abzudecken, wurde er mit ausgerodeten Kiefern bepflanzt, die dann natürlich abstarben. Aus den Dachluken unserer kleinen Häuser konnte man das Elend verfolgen.

Im Januar 1947 ging es im Viehwagen in das Lager Jamlitz bei Kottbus. Es herrschte grimmige Kälte und wir brauchten in den fest verschlossenen Güterwagen 3 Tage für diese kurze Strecke. Beim Aufbruch und noch auf der Fahrt war die Hoffnung auf Freilassung groß, die Sehnsucht nach Freiheit war übermächtig, um so schlimmer dann auch immer die Enttäuschung. Es war eine fürchterliche Fahrt, zu der Kälte kam das Mindestmaß an Nahrung. Nach Ankunft am Ziel setzte sich ein Todeszug von einigen hundert Frauen zum neuen Lager in Bewegung. Wir schleppten uns nur mit äußerster Mühe dahin, bewacht von russischen Soldaten mit geladenem Gewehr.

9 Wochen später wurden wir wiederum versammelt und wieder das Hoffen und Raten: kommen wir frei? Doch stattdessen ein neues Lager, Mühlberg an der Elbe. Hier kamen wir in große Baracken wie schon in Jamlitz, die Holzpritschen dreifach übereinander. Das harte Holzlager waren wir schon gewöhnt. Eine Matratze, d. h. ein Stück von den sonst üblichen drei Teilen, gab es erst im Winter 1947/48. Allmählich wurde etwas besser für uns gesorgt in bezug auf Essen, Hygiene, Ungezieferbekämpfung usw., doch blieben wir alle unterernährt. Teile der vor Kriegsende durchgeführten Spinnstoffsammlungen wurden an uns ausgegeben und dienten uns zum Anfertigen der notwendigsten Kleidung. Auch für das Männerlager stopften wir und nähten ganze Anzüge mit der Hand. Dies war erlaubt, ja sogar vorgeschrieben. So hatten wir Frauen zum Glück immer eine Beschäftigung, wozu dann noch das Waschen der Wäsche und das Reinigen der Baracken kam.

Einmal monatlich wurden wir nun in die "Kultura" geführt. Eine Baracke war als Vortragsbaracke eingerichtet. Sänger, Schauspieler, Schauspielerinnen - ebenfalls alles Gefangene - durften uns dort etwas vortragen. Sie gaben sich große Mühe, uns einmal für kurze Zeit über das Elend hinwegzubringen.

Dieses Lager zählte rund 15000 Männer und 1500 Frauen. Strenges Schreibverbot herrschte nach wie vor, wir waren seit unserer Festsetzung völlig getrennt von unseren Angehörigen, die selbst auch nicht das geringste über uns erfahren konnten. Wir lebten

wie lebendig begraben. Für geringe Vergehen gab es harte Strafen, die die Gesundheit immer mehr schädigten. Darauf kann ich hier nicht weiter eingehen, so wie ich auch die Einzelheiten nicht näher erfassen kann. Es war eine unausdenkbare körperliche und seelische Belastung.

Der Juli 1948 brachte für die ersten die Freiheit, heraus aus dem Stacheldraht mit den Wachtürmen. Doch viele, viele mußten auch jetzt noch dort bleiben. Die Richtlinien, nach denen entlassen wurde, ließen sich nicht erkennen. Wahllos wurden die Akten, von jedem gab es eine Akte, herausgegriffen. Mittags beim Appel wurden die Namen der Betreffenden aufgerufen, die am kommenden Morgen entlassen werden sollten. Abends wurde etwa die Hälfte wieder gestrichen, soweit ich übersehen konnte, waren dies in der Hauptsache diejenigen, die in West-Berlin beheimatet waren. Also auch noch in den letzten Stunden quälende Erwartung. Noch innerhalb des Stacheldrahtes wurde uns vom Lagerleiter, einem russischen Offizier, eine Abschiedsansprache gehalten. Er erklärte uns, er wüßte wohl, daß die Frauen unschuldig seien, sie hätten eben mit ihrer Haftzeit für alle deutschen Frauen gebüßt. Sollte uns dies nach all den Leiden ein Trost sein?

Mein Entlassungsschein (vom 20. 7. 1948) lautete auf Potsdam, wo ich meine Familie anzutreffen hoffte. Zunächst suchte ich auf der Heimreise Verwandte in West-Berlin auf und erfuhr dort, daß mein Mann nach meiner Festnahme unser Haus räumen mußte und nunmehr in seinem alten Heimatort Rábke bei Helmstedt lebte. Deshalb bewarb ich mich sofort um einen Flugschein bei den Engländern - es war die Zeit der Berliner Blockade -, der mir gegen meinen Entlassungsschein überlassen wurde (deshalb kann ich meinem Antrag auch nicht den Entlassungsschein beifügen, sondern lege an dessen Stelle den Flugschein bei). Ich reiste ohne Geld und ohne Paß. Vom Flugplatz Faßberg bei Welle wurde mir auch die Bahnreise bis Frellstedt, der Bahnstation von Rábke, bezahlt. Meinen Mann hatte ich von Berlin aus telegrafisch von meiner Rückkehr unterrichtet. Dieses Telegramm war für ihn und meine Kinder nach dreijähriger Ungewißheit über mein Schicksal die erste Nachricht, daß ich noch am Leben war.

Stand: 09.12.2018

Quelle:

Archiv der Initiativgruppe Lager Mühlberg e.V.

© Heike Leonhardt und Uwe Steinhoff  
Internetdokumentation der Opfer des Lagers Mühlberg 1939 – 1948  
Mehr Details: <http://www.lager-muehlberg.de>  
Nichtkommerzielle Nutzung unter Angabe der Quelle gestattet.